

Alpenglüh.

Von Martha Sammelmeier, Schaffhausen.
Die hohen, eisigen Berge stiegen
In der Dämmerung hell und golden
Auf die schneebedeckten Höhen
Die Dämmerungselbe glanz Schattent
malen.

Und tief erglühend, wie in Rosenfarben
Gehüllt die wasserperle Abzweigungen
Sich in die Luft da. An Felsenwänden
Nicht jauchte Blut der Abendröte nie-
der.

Se sind ich, daß sie Seelen gleichen,
An denen spät der Liebe Wonne blühen;
Und da, eh' ich die Fährten weichen,
In zarteren und reinen Farben glü-
hen.

Sein Gegner.

Erzählung von Alfred Mayer-Schardt.
Jetzt hatte er's erreicht! Jetzt
würde er ihn ausschlagen können,
— jetzt, — wenn es nicht längst
zu spät wäre!

Was lag ihm nun daran, daß die
alten Kameraden, daß ganz Saint
Malo ihn anstarrten würde; daß
er, der arme Jean Guerdric, als Ka-
pitän des „Finistère“ nach Hause
kam! Er, der arme Fischerjüngling,
der es aus eigener Kraft so weit gebracht
hatte!

Gewiß, nun würden die hübschen
Mädchen von Saint Malo schon nach
ihm Ausschau halten. Ein Kapitän
der Transatlantique! Und wenn
er jetzt etwa noch einmal zu Pierre
Vicot läme, vielleicht wegen der Kräfte
oder der Jeune, — jetzt würde der
reiche Vicot ihn vermuthlich nicht mehr
„Hungerlöhne“ schimpfen und aus dem
Haufe weisen.

Aber was lag noch daran! Die
Marie Yvonne war ja nicht mehr da!
War ja längst das Weib Claude
Marec's, den sie damals hatte nehmen
müssen.

Marie Yvonne! Was sie wohl sa-
gen würde, wenn sie ihn mit den Ka-
pitänstücken sah!

Dummes Zeug! Nichts, gar nichts
würde sie sagen. Aus dem Wege ge-
hen würde sie ihm. Marie Yvonne
war ein braves Weib und dem ausgenom-
menen Gatten treu! Aber freuen
würde sie sich, — für ihn,
— sie hatte ihn ja so lieb ge-
habt.

Freilich, ob der alte Schmerz nicht
doch wieder lebendig werden würde
in ihr? Ob sie sich nicht am Ende
gar Verwirrte machen würde, nicht
tapferer gewesen zu sein? Dem Allen
nicht jäher Widerstand geteilt zu
haben — ?

Unfinn! Hat denn jemand ahnen
können, wie es kam? Ja, wäre er
denn überhaupt geordnet, was er
jetzt war, wenn er damals Marie
Yvonne bekommen hätte?

Schon in der Schule hatte Jean
Guerdrick stets zurückbleiben müssen
gegen Claude Marec. Nicht etwa, daß
Claude geschickter, oder tüchtiger,
— oder, was in der Schule ja noch
häufiger den Ausschlag gibt, der
Stärkere gewesen wäre! Keineswegs,
— in allem gab keiner dem an-
deren vor noch nach; es war ein stetes
Ringens gewesen, wußten den beiden
Knaben um die Führerschaft über
die Altersgenossen, bei dem die Ma-
gische sich aber zugunsten Claudes
lenkte, weil Claude der einzige Sohn
des reichen Gordinensichters Phi-
lippe Marec war, der jährlich fünf
eigene Boote auf den Fang schickte,
und Jean.

Nun ja, — Jean war zur Welt
gekommen, ehe die Eltern hatten hei-
raten können. Da mußte doch erst
eine Hülfe gemittelt und die notwen-
digste Einrichtung beschafft werden.
Deshalb hatte der Vater erst noch ei-
nen Islanfschiff zu mieten wollen,
und im Herbst, wenn er heim-
kehrte, sollte Hochzeit sein. Als aber
der Herbst kam, brachte er den Vater
nicht zurück. Der war draußen gelie-
ben im wilden Rodeo, und mit
ihm noch sechs andere brave Seefahrer.
Da konnte sein Jean eben später nicht
so viel Ansehen beanspruchen, wie an-
dere, die einen Vater hatten der fünf
Boote fahren ließ. — Nicht mal,
wenn er ihn ab und zu im Faust-
kampf umkriegt.

Nach der Kommunikation, als sie die
Schiffe verließen, hatten sie Frieden
geschlossen. Sie sollten ja nun „er-
wachsen“ sein. Auch waren sie nun
Kameraden geworden; sie mußten bei-
de schon als Jünglinge mit hinaus
auf den Fang. Auf demselben Boot
— einen von den fünf Philippe
Marec's. Und rufen mit dem Sohn
des Prinzipals — unmöglich! Und
nun begann Claude, Jean gegenüber
den Wonne zu spielen.

Sie vertrauen sich indessen, bis die
Zeit kam, in der sie anfangen, sich
nach den Mädchen umzusehen. Die
Marie Yvonne, die älteste von Pierre
Vicot, der zwei Boote hatte, kam den
ersten in die Augen. Als Marie Yvonne
eines Tages sich mit der Mutter ab-
mühte, das große Boot mit der Winde
auf den Strand zu ziehen, sprangen
sie beide dienstfertig hinzu. Marie
Yvonne lächelte beiden freundlich dan-
kend zu, verwies Claude aber an
den andern Windemühen neben die
Mutter und ließ Jean neben sich sit-
zen. Von dem Tage an war es
ausgemacht, daß Jean der Beorgung
war.

Marie Yvonne bekam belliger
Gesicht von der Mutter wegen ihrer
Dumheit, die sie nicht drohte

gar mit dem Tausende, — half aber
nichts. Der Tropfopf hielt den Nadeln
fest. Jean gefalle ihr nun einmal
besser. —
Bald danach mußten Jean und
Claude zur Ausgabung. Klüßlich
kamen beide zur Marine, glücklicher-
weise aber nicht auf dasselbe Schiff.
Nicht einmal in dieselbe Garnison.
Claude kam nach Brest und Jean
nach Toulon; und da beide bald auf
große Fahrt mußten, hörten sie
fast drei Jahre lang nichts voneinan-
der.

Nur einmal hatten sie sich getrof-
fen, gegen Ende des dritten Dienst-
jahres. Draußen, in der Südsee. In
einer Hafenecke von Papete. Der
„Gambetta“, auf dem Jean, nun schon
als Obermaat, fuhr, war zur Ablösung
des Kreuzers „Republique“ nach
Tahiti kommandiert worden. Wie
gern hätte Jean damals gegen seine
Treffenjude die des einfachen Matro-
sen Claude Marec eingetauscht, hätte
er an dessen Stelle mit heimfahren
können! Daß sein Rivale nun in
ihm den Vorgesetzten respektieren
und vor ihm strammstehen mußte,
empfand er kaum noch als Gemüth-
lung.

Aber was half's? Die Zeit mußte
ausgehalten werden. Zur Entlohnung
kam Claude ja auch noch nicht,
sondern hatte noch eben so lange zu
dienen wie er. Und überdies: Marie
Yvonne war ja so treu! Kam nicht
jeden Monat ein Brief von ihr, in
dem sie beteuerte, wie lieb sie ihn hie-
te? Und lag nicht fast stets sogar ein
Küßlein oder gar Zehnkrantenchein
dabei, den sie sich, Gott weiß wie, für
ihn zusammenparle?

Sie hatten ihren Zukunftsplan zu-
rechtgelegt. Er wollte nach seiner
Dienstzeit noch für einige Jahre Ka-
pitän werden und sein Steuermandat
machen. Dann konnte er in der
Handelsmarine Steuermandat, und so
Gott wollte, sogar Schiffsführer wer-
den und Marie Yvonne heimführen.
Was schadete es, wenn sie noch zehn
Jahre warten mußten? Sie waren ja
jung!

Doch plötzlich kamen keine Briefe
mehr von Marie Yvonne. Und als
fast zwei Jahre später der Boots-
mann Jean Guerdric zum erstenmal
auf Urlaub nach Hause kam, hatte der
reiche Pierre Vicot ihm spöttisch die
Tür geöffnet.

„Das schickte noch“, hatte er ge-
sagt, „daß Marie Yvonne auf dich
Hungerlöhner warten sollte! Daß
du's nur weißt, nächste Woche heira-
tet sie Claude Marec! Zur Unteroffi-
zierfrau ist Pierre Vicot's Tochter zu
gut!“

Ingrimmig hatte er die Zähne auf-
einandergebissen, war, ohne das Ende
des Urlaubs abzuwarten, sofort wie-
der zur Garnison gefahren und hatte
sich an Bord zum Dienst zurückge-
meldet. Von dem Augenblick an hatte
er überhaupt nur noch für den Dienst
gelbt. Als seine Kapitulationszeit
abgelaufen war, hatte er, die Prä-
mie in der Tasche, die Steuermandat-
schule besucht und nach sechs Mo-
naten ein vorzügliches Examen ge-
macht. Die Transatlantique hatte
ihn mit offenen Armen aufgenommen.
Die Heimat hatte er nie wieder
betreten.

Nach drei Jahren hatten sie ihm
das Anerbieten gemacht, ihn auf Ko-
sten der Gesellschaft zur Navigations-
schule zu schicken. Er erhielt die Be-
rechtigung zur „Großen Fahrt“, und
nun, gerade vor 14 Tagen, als er
als erster Offizier des „Brennus“
vor New York lag, hatte er das
Glück, daß dort der Kapitän des
„Finistère“ plötzlich starb. Tele-
graphisch wurde er zum Kapitän er-
nannt, die Erteilung des Patenten
über davon abhängig gemacht, daß
er den „Finistère“ in der vorchrifts-
mäßigen Fahrt wohlbehalten zum
Heimatshafen — Saint Malo —
bringe.

Wiel hing also für ihn ab von die-
ser Reise — seiner ersten als Schiff-
sführer. Alles war glatt gegangen,
bis sie die „Nadeln“ passiert hatten.
Von diesem Augenblick an hatten sie
ständig gegen Rebel zu kämpfen ge-
habt und zeitweilig jede Orientierung
verloren.

Mit halber Fahrt waren sie gelan-
gt. Die letzten zwei Tage, seit
48 Stunden war Kapitän Guerdric
nicht von der Kommandobrücke gewi-
chen. Und nun mußten sie auch noch
diese dummen Erinnerungen kommen
und das halbvergessene Leid wahr-
nehmen; ihm war, als ob die Schiff-
schräube mit jeder Umdrehung sein
Innerstes aufwühlte; als ob die alte
Wunde immer bestiger und bestiger
dreun mit jeder Federlänge, die er
der Heimat näher kam.

„Kapitän, der Rebel wird noch
dick“, wir werden beiderben müs-
sen“, sprach eine Stimme neben ihm.
„Wenn ich Jähnen einen Rat geben
darf, — lassen Sie die Reden und ge-
ben Sie für ein paar Stunden noch
Ruhe. Der weis, wie nahe wir der
Rückseite sind, — das Nachwörter ist ge-
fährlich hier.“

„Sie haben zu reden, Steuer-
mann! Ich muß den „Finistère“
rechtzeitig nach Saint Malo bringen;
müß Sie wissen, was für mich da-
von abhängt. Wir haben schon zu
viel verloren!“

„O Sie wollen, Kapitän! Ich
müß die Letztbestimmungen nicht tra-
gen. Mein Pflicht war es, Sie zu
warnen!“

„Meine Verantwortung überlassen
Sie mir, Steuermann. Meinet-
halten will ich die Fahrt noch mehr
mühen, von Beiderben aber kann
keine Rede sein, — vor weis-
lich der Rebel kann noch tagelang dau-
ern.“

In diesem Augenblick ließ ein
Stoß das ganze Schiff erbeben.
Das Krachen zerplitternden Holzes,
ein Schrei aus drei, vier Kehlen
drang aus der nebligen Tiefe her-
vor.

„Wir haben ein Boot übersegelt,
Kapitän! Jedenfalls Fischer.“ —
„Schon hatte der elektrische Funke
den Befehl: „Vollste Kraft rückwärts!“
in den Maschinenraum getragen. Ein
leises Ritzern durchlief den Kolof,
als die Schraube rückwärts zu arbei-
ten begann.“

„Alle Mann an Deck!“ erscholl das
Kommando, während die Anker her-
absaufen.

„Anker und Hagel, das hat uns
noch gerade gefehlt!“ tobte Jean
Guerdrick; „nehmen Sie die beiden
großen Boote, Steuermann, und su-
chen Sie alles ab, — in längstens
einer Stunde sind Sie mir aber wie-
der an Bord; und sorgen Sie nur,
daß Sie selbst uns nicht in dem Re-
bel verlieren!“

Still lag der „Finistère“, der gro-
ße Scheinwerfer sandte seine Strah-
len nach allen Richtungen durch den
Rebel. Guerdric hatte, da vorherhand
nichts zu tun war, die Waage dem
zweiten Offizier übertragen und sich
zur Ruhe begeben; wahrlich, er be-
dürfte der Ruhe.

Lange ließ das Brüllen der Si-
renen ihn nicht einschlafen, trotz
der Uebermüdung. Und die Gedan-
ken —

Wenn er den „Finistère“ nun nicht
spätestens am folgenden Mittag zum
Hafen brachte, stand seine Ernennung
in Frage.

Gewiß, seine Schuld würde es
nicht sein. War's nicht überhaupt
eine Kollisionsfrage, bei diesem Rebel
weiterzufahren?

Aber was fragten die Direktoren
der Transatlantique danach? Und
nun dieser vermalte Aufenhalt!
Müßte das vermeintliche Fischerge-
finde denn bei diesem Wetter überhaupt
hinzu kommen?

„Ach ja, er kannte es ja, dies Fi-
scherleben. Er, der arme Fischer-
sohn! Die Not, der Hunger! —
Was tat's schließlich, wenn den einen
oder andern das gemeinsame Los al-
ler, das jeden von ihnen doch traf,
ein paar Jahre früher ereilte! Die
hungrigen Mäuler dahem mühten
gehört werden.“

Saint Malo tauchte vor ihm auf.
Der Klappenrand; die Fischerbänke;
Marie Yvonne —

„Da stand sie ja freudege-
rötet auf der Mole und winkte ihm
zu, als sein Schiff in den Hafen ein-
fuhr —“ Gleich würde sie an Bord
sein, ihm in die Arme fliegen —
„Heute abend würden sie end-
lich wieder heilsamen sein in dem
schmudigen Häuschen mit den hellen
Fenster und dem sauberen Bor-
gärtchen — wie klopfte ihm schon
das Herz, als ob es zerspringen
würde.“

Kapitän! Kapitän! — der zweite
Offizier muß Sie sprechen!“ Kap-
itän, um Himmelswillen, werden Sie
doch wach!“

Eine derbe Matrosenfaust schüttelte
ihn munter.

„Enschuldigen der Herr Kapitän,
— aber der zweite Offizier schickt
mich — Der Rebel ist jetzt
ganz dicht, man sieht nicht mehr die
Hand vor Augen, es ist schon ganz
finster, und die Boote sind noch nicht
zurück!“

„Ist denn der Teufel vollends los
geweilt —“ und schon sprang
er wieder hinaus, zur Kommando-
brücke.

Unablässig brüllte die Sirene die
ganze Nacht hindurch. In regelmä-
ßigen Zwischenpausen drang Antwort
von anderen Schiffen, durch die tief-
schwarze Finistère gedämpft, her-
über. Woher? Aus welcher Richtung?
Nemand hätte es sagen können. Die
Scheinwerfer waren ohnmächtig ge-
genüber der Bedrängung, die sie rings
im Kreise umgab.

Endlich, endlich, verriet die zuneh-
mende Dichtigkeit, daß die Nacht zu
weichen begann. Auch schon der
Rebel ein wenig leichter zu werden,
wenngleich man noch immer keine
zehn Meter weit zu sehen vermoch-
te.

„Ahoi! Ahoi der „Finistère!“
„Ahoi! — seit 3 Uhr?“
„Jawohl! Alle beide!“
„Endlich! Hat's Ihr?“
„Einigen hatten wir bald aufgeho-
rt — liegt noch ohnmächtig, wenn er
nicht tot ist. Gott niemand gefun-
den. Kannen uns nicht zurückfin-
den.“

„Nacht, daß Ihr an Bord kommt!
Hoffentlich hat's ab!“

„Kapitän, wollen Sie, ich nicht mal
nach dem armen Teufel umsehen?“
meldete der Schiffskoch, er war's
jetzt hohe Stunde wahr. „Aber die
Dumheit ist er etwas, aber die in-
neren Verlegungen sind zu große.“
er müßte seinen letzten Willen vor
bringen.

„Wahrscheinlich würde die Frau Guer-
drick, dem Arzt in den Maschinenraum
zu gehen. Nur ungenügend verließ er
seinen Posten. Jeden Augenblick

konnte der Rebel weichen, und dann
galt es, mit Vollkraft von der ver-
lorenen Zeit zu retten, was zu ret-
ten war. Die Zukunft stand auf
dem Spiele! Aber es gehörte nun
einmal mit zu den Pflichten eines
Schiffsführers.

Kaum hatte er ihn, der da bleich
und leblos in dem eisernen Feldbette
lag, erblickt, als ein Stöhnen sich seiner
Brust entrang.

Müßte die Hölle denn den da im-
mer wieder seine Wege kreuzen lassen?
War es nicht genug, daß er ihm vor
Jahren das geliebte Weib geraubt hat-
te? Müßte er ihm jetzt auch noch die
Kapitänspatentbriefe abreißen, im Tode
noch — ?

Wäre der da mit seinem elenden
Fischfahn ihn nicht in die Quere ge-
kommen, er, Guerdric, hätte die Fahrt
gewagt, trotz Rebel und Todesgefahr
— und nun —

Ingrimmig Haß fühlte er heiß
in sich aufsteigen. „Er“ und immer
wieder „Er“!

Auch in Claude Marec's schon halb
erloschenem Auge flackerte noch ein-
mal ein Strahl des Wiedererkennens
auf.

„Jean — Jean Guerdric! Das ist
Gottes Wille. Jean, vergib mir!“

„Jean, ich habe Dir Marie
Yvonne gestohlen! Sie wollte nicht
— trotz der Allen! Da hab' ich
durch einen Kameraden ihr von Pa-
pete aus einen Brief schicken lassen,
mit Deiner Unterschrift, — Du
gäbest sie auf — es führte
doch zu nichts — und Du
hättest ein braunes Mädel dort ge-
funden — Jean, es hat mir keinen
Segen gebracht. Gott hat uns keine
Kinder geschenkt. Und sie hat im-
mer noch heimlich gemeint um dich.“

— Nimm's alles zu Protokoll. Jean,
in Gegenwart der Herren hier!
Alles, was ich habe gehört! Und
sie selbst, sie vermache ich Dir,
Jean! Sie soll mir vergehen und
für mich beten, Jean, und Du auch,
hörst Du —“

Lain schloß er die Augen.
Die Häufte getrampt, starrte Jean
Guerdrick seinem Feind ins tote Ant-
sicht.

Die Türe wurde aufgerissen.
Der Erste Steuermann stürzte her-
ein.

„Um Gotteswillen, Kapitän, schnell
nach oben!“ — Der Rebel ist
gewichen, die Sonne bricht durch!
Gott sei gepriesen, daß er uns den
da in den Weg führte, — ohne
ihn wären wir alle längst dort un-
ten —“

Bestürzt eilte Jean Guerdric an
Deck.

Da — gerade in der Kursrich-
tung des „Finistère“, lag, keine 1500
Meter entfernt, im hellen Sonnen-
schein — der Felsen von Saint
Malo.

Der Humor im Präsenzsaal.
Eine Reihe lustiger Erinnerungen
aus den Tagen, da er als Examina-
tor in Londoner Schulen den Jun-
gen bittere Stunden bereiten mußte,
erzählt ein englischer Schulmann in
einem Londoner Blatte. Die Aufre-
gung des Examen's gibt den Blüten
unfreiwilligen Humors, die dabei lu-
stig aufspröhen, einen tragikomischen
Schimmer; selbst Schüler, die sonst
ihre Aufgaben vortrefflich konnten,
brachten die wunderlichsten Antwor-
ten zu Papier, wenn die kritische
Frage ihr Ohr erreichte. Geschicht-
te und Geographie sind die Fächer,
die zu den seltsamsten Ideenverbindungen
führten. „Jakob 1.“ behauptete ei-
ner der kleinen Prüflinge, „bezo-
gen die englischen Thron durch
seine Großmutter, weil er keinen Va-
ter hatte.“ Ein anderer definiert
höchst originell das Königsthum mit
folgenden Worten: „Eine Monarchie
ist ein Staat, in der ein Mann nur
eine Frau hat.“

Nach lebhafter ist die historische
Phantasie eines dritten jungen Bri-
ten, der da schrieb: „Romulus und
Remus waren ein Paar stamessische
Zwillinge, die mit großem Erfolg in
Rom auftraten.“ Dagegen ist der
Gedankengang eines anderen ange-
henden jungen Historikers fast är-
nlich; er behauptet: „Johanna von
Orleans war die Frau Robins.“ Den
Erlaß der Magna Charta in Eng-
land erläutert ein Schüler mit dem
lapidaren Satz: „Die Barone wan-
gen König Johann, die Magna
Charta zu fangen.“ Noch einige wei-
tere Proben: „Der Wendetreib des
Kreuzes ist eine schmerzliche und un-
heilbare Krankheit.“ In den Parks
Londons erreicht das Geseh der
Schwere zwölf Meilen in der Stun-
de.“ „Osternochte heißt das Stu-
dium der Sterne und der Himmels-
lichter.“ Ein junger Weiser aber
war der Schlußsatz, der da schrieb:
„Der Rabang ist der Teil eines Buch-
des, für den bisher die Verwendung
noch nicht entdeckt wurde.“

„Schwerer Gedächtnis.“
„Wie, Ihr Mann ist ins Bett gegan-
gen; hat's in der letzten Nacht?“
„Ja, der Mann hat diesen Abend
entschieden, ob er die Fäden des Ge-
meinerachtungsgeistes annehmen will,
der ihm angeht, in was er ist.“
„Aber da will er noch mal ein „über-
holten!“

Die gesegnete Träne.

Eine Legende von Harry Bradshaw.

Viele Jahre waren hingegangen,
seitdem das Menschenpaar aus dem
Paradies vertrieben worden war.
Manchen Ader hatte Adam gepflügt
und zur Fruchtbarkeit gezeugen,
und Eva hatte viele Kinder geboren,
Töchter mit wehenden blonden
und segnige Söhne, die schon mit
dem Vater zu Jagd und Fischfang
zogen, während die Kleinsten noch
nichts konnten, als Blumen pflük-
ten oder mit ungeschliffenen Händchen
nach einem Schmetterling greifen.

An einem Sommerabend sah das
Menschenpaar vor der Hütte, die es
sich einst gemittelt hatte, und sah,
wie der arbeitsheißige Tag in Ruhe
und Kühle verdammerte. Von einer
Wiese her scholl das Lachen der Kin-
der, die hellen Stimmen der Mäd-
chen und der stampfende Schritt der
Jünglinge, die sich auch jetzt noch
im Wettlauf übten. Eva hatte den
Kopf an die Schulter ihres Mannes
gelegt, der ihr mit leisen, regelmä-
ßigen Strichen über das Haar glitt.
Mit einem Male aber hielt er inne,
sah er eine blonde Strähne, in
die sich schon weiße Fäden schlan-
gen, zeigte sie Eva und fragte:

„Hast Du es schon gesehen, Eva?“
Sie nickte.

„Hast Du es auch an mir schon
gesehen?“
Sie lächelte.

„Freilich, Dein Kopf glitzert schon
wie die Heden im Herbst, wenn die
Lüften, weißen Fäden sie umspin-
nen.“

In Adam stieg ein dumpfer
Schmerz empor.

„Weißt Du auch, Eva, was un-
sere Silberfäden bedeuten?“
Nein, sie wußte es nicht, konnte
es wenigstens nicht mit einem Wor-
te sagen. Nur eine große, ahnende
Müdigkeit hatte sie in letzter Zeit
manches Mal gespürt und ein Fern-
weh nach dem verlorenen Paradies,
wie niemals in all den Jahren, da
der Born des Herrn über ihnen ge-
legen war. Sie sah aber, daß
Adams Miene finster war und woll-
te ihn erheitern:

„Weißt Du, ich denke mir, sie
werden sein, wie der Winterpelz, den
manche von unseren Tieren anziehen,
wenn es kalt wird. Nur tragen sie
ihn auf dem Leib und wir tragen
ihn auf dem Kopf!“

Sie lachte ihr süßes, gutes Frau-
enlachen, über dem Adam einst alle
Schätze des Paradieses vergehen
hatte. Er aber entgegnete gequält:

„Ja, unser Winter kommt! Aber
er wird anders sein, glaube ich, und
viel schrecklicher, als der Winter der
Tiere, die ihr in einem langen
Schlaf vergehen dürfen!“

Und Eva, die den Mann seinen
trüben Vorstellungen entziehen woll-
te:

„Vielleicht, nein, gewiß ist es auch
anders! Erinnerst Du Dich noch,
wie wir im Paradies waren und die
Engel mit uns sprachen? Die hatten
auch einen silberigen Schein um die
Häupter und vielleicht schied Er ihn
uns zum Zeichen, daß Er uns ver-
geben hat und daß wir zu Ihm
heimkehren dürfen!“

Adam entgegnete nichts, aber als
sie das Lachen der Kinder beson-
ders laut herüberholl, stand er zornig
auf und ging in die Hütte.

Wenige Tage später schritt Lu-
zifer an dem Ader vorüber, auf dem
das Menschenpaar das Korn in Gar-
ben band. Wie Adam den gefallenen
Engel sah, ließ er von der Arbeit
ab, trat mit Eva zu ihm hin und
sagte:

„Adam entgegnete nichts, aber als
sie das Lachen der Kinder beson-
ders laut herüberholl, stand er zornig
auf und ging in die Hütte.“

„Wenige Tage später schritt Lu-
zifer an dem Ader vorüber, auf dem
das Menschenpaar das Korn in Gar-
ben band. Wie Adam den gefallenen
Engel sah, ließ er von der Arbeit
ab, trat mit Eva zu ihm hin und
sagte:“

„Luzifer, Du weißt so vieles, so
sage uns auch dies: Was tünden die
weißen Fäden auf meinem und mei-
nes Weibes Haupt?“
Luzifer blickte auf die kerkerten
Köpfe:

„Sie künden das Alter!“
„Und was künden das Alter?“
„Den Tod!“

Da schrie Adam empört auf:
„Oh, so werden meine Söhne über
den Ader schreiten, den ich bebaut
habe, ihrem Heffen und Wagen wider
die Welt gehen, während ich ent-
tugend am Ader liegen und mit
der Erinnerung begnügen muß.“

„Nad Er wird mich rufen, noch ebe-
re der Lebermut meiner Söhne vor
dem Lebermut meiner Enkel erblickt,
wird mir nicht die Genugthuung los-
sen, daß an ihnen getan wird, was
sie an mir taten. O, wie grauam
und unerbitlich ist das. Ich nichts
Schrecklicheres weiß ich, als ältern zu
müssen, während die Kinder jung
leben.“

„Was seinem Auge traufte eine
Ferne, die Luzifer auffing und
schönbar lächelnd in der Hand hin
und her rollte. Während er sie spie-
lend zu einem kleinen Kristall for-
mte, sagte er Eva:

„Und Du, Eva, was wirst Du?“
Das Gesicht der Menschenmutter
lag wie unter einem Schleier von
Tränen. Mit einer verzweifeltsten
Gebärde hob sie die Hände zu dem
gefällenen Engel empor:

„Ja, Adam hat recht. Nichts
Schrecklicheres weiß ich auf der
Welt, als daß ich vielleicht doch ein-
mal sterben muß. Wie meine Kinder
leben.“

„Und Du, Eva, was wirst Du?“
Das Gesicht der Menschenmutter
lag wie unter einem Schleier von
Tränen. Mit einer verzweifeltsten
Gebärde hob sie die Hände zu dem
gefällenen Engel empor:

„Ja, Adam hat recht. Nichts
Schrecklicheres weiß ich auf der
Welt, als daß ich vielleicht doch ein-
mal sterben muß. Wie meine Kinder
leben.“

„Und Du, Eva, was wirst Du?“
Das Gesicht der Menschenmutter
lag wie unter einem Schleier von
Tränen. Mit einer verzweifeltsten
Gebärde hob sie die Hände zu dem
gefällenen Engel empor:

„Ja, Adam hat recht. Nichts
Schrecklicheres weiß ich auf der
Welt, als daß ich vielleicht doch ein-
mal sterben muß. Wie meine Kinder
leben.“

„Und Du, Eva, was wirst Du?“
Das Gesicht der Menschenmutter
lag wie unter einem Schleier von
Tränen. Mit einer verzweifeltsten
Gebärde hob sie die Hände zu dem
gefällenen Engel empor:

„Ja, Adam hat recht. Nichts
Schrecklicheres weiß ich auf der
Welt, als daß ich vielleicht doch ein-
mal sterben muß. Wie meine Kinder
leben.“

„Und Du, Eva, was wirst Du?“
Das Gesicht der Menschenmutter
lag wie unter einem Schleier von
Tränen. Mit einer verzweifeltsten
Gebärde hob sie die Hände zu dem
gefällenen Engel empor:

„Ja, Adam hat recht. Nichts
Schrecklicheres weiß ich auf der
Welt, als daß ich vielleicht doch ein-
mal sterben muß. Wie meine Kinder
leben.“

den er im Spiele aus der Träne ge-
formt hatte:

„Nimm ihn, Adam, für die Zeit,
da das hohe Alter über Dich kommt
und Dein Auge getrübt wird für
die Dinge der Welt. Wenn es so
weit ist, dann tride auf Deine Sch-
ne durch die Träne Deines neidbol-
ler: Mannes Schmerzes, und dann
wirft Du, noch ehe sie selber es
merken, auch an ihnen das Nahen
des Alters erkennen. Die erste
Hälfte und die erste Müdigkeit wirst
Du durch die Kraft dieses Kristalles
abnehmen und den Tag, an dem sie den
ersten Schritt abwärts tun müs-
sen.“

Hastig griff Adam nach dem Ge-
schäft Luzifers, der sich schweigend
zum Gehen wenden wollte. Doch
Eva stellte sich ihm in den Weg und
rief lebend:

„Und wie gibst Du nichts? Ich
hast Du die zornige Träne gesegnet
und mich lästest Du allein mit der
größten Qual, die mein Herz in all
den Jahren je erduldet hat!“

In den harten Augen des gefal-
lenen Engels glänzte es wie ein
Witzerschein ihres tiefen Leides. Er
sprach:

„Du große Tövin, was kann ich
Dir schenken? Wie kann ich Deine
Tränen segnen, da Dein Herz sie
schon gesegnet hat? Wie Adam seine
Söhne durch die Träne des Lei-
des, wirst Du Deine Kinder durch
die Tränen Deiner Angst erlösen,
und darum werden sie für Dich im-
mer jung, immer schön und krafftvoll
bleiben, wirst es nicht merken, wenn
auch über sie Alter und Altersnot
kommt!“

Er war gegangen.

Das Menschenpaar sah ihnen nach,
bis das große, dunkle Hügelpaar
am Horizont verschwunden war.
Adam frohlockte, daß er in künftigen
Tagen den Leib seiner Söhne auf
die Entle miterleben durfte, Eva
aber lenkte das verdorrte Gesicht voll
Dankbarkeit, weil sie nie würde
sehen müssen, wie ihre Kinder aller-
ten.

Die Volkssee und der Tod.
In den ländlichen Kreisen und un-
teren Schichten des Volkes beengt
sich die Dürftigkeit und Schonung dem
kranken Angehörigen gegenüber gar
oft auf ein Wundesmaß. Dem Pa-
tienten die Gefahr seines Zustandes
zu verheimlichen, hält man meißt nicht
für nötig. Im Gegenteil: er weiß
die Umgebung des Kranken nichts
Besseres zu tun, als das Leiden mög-
lichst schillim hinzustellen und äh-
nliche Fälle mit tödlichem Ausgang
zu schildern. „Der hat's auch so ge-
habt und ist nicht wieder gesund ge-
worden.“ Das ist eine beliebte Wan-
dung.

Für die Art und Weise des Um-
gangs mit Kranken, die sich dem Tod